



## Brautsuppe und Jungferngang im Landsberger Land.

Von Gustav Metscher

Als im Jahre 1812 der bekannte udermännliche Heimatdichter Wolf Stahr seine Großmutter, die Frau Diatonis Karoline Buder in Friedeberg (Pom.) besuchte, bekam er während seines Besuchs dort im neumärkischen Lande allerlei Eindrücke von dem dortigen Brauchtum. Großvater Buder wußte manches, was dem Auge des Besuchers nicht offen zu Tage lag, auf Grund seiner eigenen Erfahrungen bald durch Erzählungen, bald durch Aufzeichnungen, die er während seiner Tätigkeit als Diatonis gemacht hatte, interessant zu ergänzen.

Von besonderem Interesse scheinen für den jungen Stahr die Hochzeitsbräuche gewesen zu sein, die er zum Teil auf den neumärkischen Dörfern miterlebte oder von denen er sich berichten ließ.

Da war zuerst die Brautsuppe. Er erlebte diesen Brauch bei einem dem Großvater befreundeten Vismörder in Warzig bei Landsberg. Eine halbe Stunde vor Beginn der Brautjungfern beim Prediger, um ihm die sogenannte Brautsuppe zu überreichen. Da die Braut die Tochter eines reichen Besitzers war, bestand die Brautsuppe aus einem Kaffee und einer Flasche Wein. In dem benachbarten Zantzin überbrachte eine arme Tagelöhners-Tochter als Braut ihrem Pfarrer auch diese Gabe, die diesmal aus einem Teller Gebäck und einer kleinen Kaffee bestand. Es ist nicht recht ersichtlich, warum unsere Vorfahren dieser Gabe gerade den Namen Brautsuppe gegeben haben.

Verständlicher bleibt jedenfalls die Bezeichnung Brauttag, das die Braut dem Käufer übertrug, dessen Aufgabe darin bestand, die Einladungen zu den Hochzeiten den betreffenden Gästen zuzustellen. Diese Brautträger waren auch wieder, was ihre Größe und ihre Qualität betrifft, sehr verschieden. Welches richtete sich nach dem Geldbeutel des Brautvaters. So konnte einmal die Schwiegertochter von Sennewitz dem Käufer ein Brauttag, das sechs Taler gefostet haben soll. Sehr von sich reden machte auch ein Brauttag einer Besitzertochter in Gralow, das wegen der roten Seidenfärberei von den Gästen und Jungfrauen viel bewundert worden ist. Man eßte sie förmlich darin, daß in der Art dieser Gaben zu übertreffen. Andere Brautträger wurden mit Rosmarin und mit Füllergold befüllt. So weiß beispielsweise ein Hochzeitsgast, der eine Hochzeit in Webersdorf mitgemacht hatte, zu berichten, daß sie „alle samt und sonders das schöne Brauttag befaunt hätten, das ganz aus reiner Wolle gewesen sei und einen Umfang ge-

habt hätte-von zwei Ellen im Geviert“. Es wäre von der Braut in Landsberg erstanden für fünf Taler.

Auf einigen Dörfern erhielt auch der Pfarrer als Geschenk ein solches Brauttag von der Braut; es wurde ihm überreicht an dem Tage, da das junge Paar das Aufgebot bei ihm anfragte.

Zu unterscheiden ist das Brauttag von dem Hochzeitsstuch. Das Hochzeitsstuch wurde am Hochzeitsstag von der Braut im Brauthause allen Hochzeitsgästen überreicht, eine Sitte, die hauptsächlich in den Orten der Soldiner Gegend geübt wurde. Es war ein kleines Tuchlein in der Form eines Taschentuches, das mit einem Rosmarinblumen befüllt war und das jedem Gast auf den Teller gelegt wurde, genüsslich von der bunter Farbe. Bewegte sich der Hochzeitszug zur Kirche, so trugen es die Gäste freudig schwenkend in den Händen. Ein besonders schönes Hochzeitsstuch erhielt der Brautträger. So bekam beispielsweise in der Stadt Landsberg jeder Brautträger ein seidenes Tuch, befüllt mit einem Kranz von kleinen Rosmarinblüten.

## Märkischer Frühling



(Weißbach, K.)



Von besonderer Bedeutung war im Landsherganger Lande noch der Brauch des „Jungferganges“. Man verstand darunter den Altarumgang der Braut nach oder vor der Trauung. In einigen Dörfern, wie z. B. in Altentisch, Tornow, Waffin nannte man diesen Brauch auch das Brautopfer. Hinter dem Altar standen zwei sogenannte Stollenteller, einer galt dem Bräuer, der andere dem Küster. Auf beide Teller legte man die Braut und Cyren nieder. Besigelt mit der Gasse dieses Brautopfers sprachen natürlich auch wieder die häuslichen Verhältnisse mit; war es ein reicher Besitzer, der seine Tochter verheiratete, so spielte ein Goldstück seine Rolle, während die ärmeren „Jungfer“ auf ihrem Gange ein Hühnerfüßchen lief, beiseits einen Teller auf den Teller springen ließen. In anderen Dörfern stand nur ein Teller zum Empfang des Brautopfers bereit. Bräuer und Küster teilten sich nach der Trauung dann den Betrag. Später

wurden solche Brautgaben „abgelöst“, so betrugen beispielsweise derartige Gebühren für den Bräuer für die „Braut“ 1 Rthlr., für das Fähr 3 Groschen, für die Brautkuppe 10 Groschen und der Jungfergang 12 Groschen, für den Küster stellten sich die Gebühren etwas niedriger.

Wie an anderen Orten der Mark, so fand auch im Landsherganger Lande diese alten Hochzeitsbräute statt. Der Brautkuppe wird heute noch hier und da von der „Brautkuppe“ gesagt, da bezeichnet man damit eine Borte, die die Hochzeitsgäste am Hochzeitsmorgen im Brautheuse zusammenführt und bei der der dann bestimmte Gesellschlag gibt. Am längsten besteht sich in der Neumark noch der Jungfergang erhalten zu haben. Durch die letzte neuzeitliche Farbvergebungsordnung wird aber auch dieser Brauch wohl in das Meer der Erinnerung und der Vergessenheit gesunken sein!

anßen und Erachtelheit“ gewesen sein, wobei für die Bürger — die hier in ihren Säckel greifen mußten, wollten sie sich an Starzbier laben — noch für die Soldaten und armen Leute — denen die Vertilgung des Dünmbiers vorsehaften blieb.

## Ein Schlag mit einem Zinnruch und seine Folgen

Am 8. Juli 1588 sollte durch eine Kommfision eine „Grenzritzung“ zwischen dem türksirlichen Amt Simmelfläß und der Stadt Landsberg beilegt werden. Vertreter der Parteien waren der Hauptmann von Simmelfläß, Bernhard Eider der Jüngere, und der Bürgermeister der Stadt, Wms. Mit ihnen waren mehrere Zeugen zur Stelle.

Nach Erledigung des Geschäftlichen lud das Stadtoberhaupt alle nach gutem, altem Brauche zu einem vorher schon bestellten Mahle in der Wohnung des Rates der Stadt Thomas Simonen ein. Gegen 3 Uhr setzte man sich zum Essen und Trinken. Dabei kam es zwischen dem Stadtoberhaupt und dem ebenso freisichtigen Parrer Capito zu unliebsamen Auseinandersetzungen persönlicher Art, die dann auf das Gebiet der Stadtwirtschaft übergriffen. Wms. und Wms. schrien sich und wußten keinen Grund der Unzufriedenheit. Wms. Der Hauptmann fand sehr beleidigend und bemerkte: „So, liebe Herren, wenn auch Stumme redend werden, so kann der Dritte erfahren, das es vorhin nicht gebricht.“

Der Bürgermeister wurde, durch die genossenen Gerichte, immer unruhiger und unzufriedener. Er hatte schließlich die demofinische Macht der Stadt, den Marktmeister Jürgen und den Stadt-Schreib, herbei, dazu noch seinen 19jährigen Sohn. Zum Unglück erkrankte noch sein Hausnachbar, der Apotheker Valter Wölter, um mit dem Hauptmann eine Angelegenheit zu besprechen. Zwischen ihm und dem Bürgermeister bestand die übliche nachbarschaftliche Feindschaft, und so war bald das schönste Vorgesetzt zwischen ihnen im Gange, so daß der Hauptmann im Namen der Landesfürstlichen Freiheit scheitern mußte. Da er damit aber keinen Erfolg hatte, ritt er ärgerlich davon. Der Woffreit wurde heftiger, und des Bürgermeisters Sohn forderte den Apotheker auf, mit ihm vor die Tür zu kommen, er wolle „Saare mit ihm ziehen!“ Höflich antwortete der Apotheker: „Ei, du bist ein feiner Herr, das hat mich mit dir schaden soll!“ Das sagte der junge Wms als Beleidigung auf und stach mit seinem Dolch nach dem Gegner, traf aber nur die Tischplatte. Vater Wms warf mit seiner Wieranne, traf aber nur die Wand. Man rief der künftigen Marktmeisters Wms. den Namen des Schlägers, er den zum Trinke erhabenen Zinnruch auf das Haupt des Apothekers hernieder lassen mit — überraschendem Erfolge! Die Kanne war plattgedrückt wie ein Kuchlein, der Schläger aber war heil geblieben. Ein ähnlicher Schlag des Wms. auf den Kopf des Wms. lag wohl auf Boden, wo er, nur leicht blutend, vorfichtig liegen blieb. Denn nun zog die bewaffnete Stadtmacht blank und die Wms. umfing um sich und warf mit Wierkrügen um sich, bis der Danksager blank und frieden gebl. Natürlich ohne Erfolg. Er bekam eine saure Wier ins Gesicht geschossen und wurde geschwunden wie die zur Hilfe eilende Danksfrau und Wms. Der Bürgermeister behauptete das Schicksal, auf dem eine spätere Untersuchung eine Anzahl von Stichen in den Tisch und an den Wänden und — 12 erlegene Zinnkrüge vorfand!

## Großzügiger Schatz der dentischen Natur

Wird wachende Pflanzen und nicht jodbare Tiere ab isoliert unter Schuh.

Auf Grund des Reichsnaturgeschichte hat Reichsforstmeister Wöring eine umfangreiche Verordnung zum Schutze der wild-

# Ein altes, aber interessantes Kapitel für Biertrinker

## Bier-Horgen in der Neumark

Nur keine Blindwüte Aufregung! Es ist weder eine Blindwüte, noch eine Blindfälschung des edlen Gerstenalkohols im Auge! Und doch handelt die nachfolgende „leudliche“ Erzählung von ganz erheblicher Sorge um den gewohnten Schock, die die Neumärker gehabt hat — allerdings schon vor längerer Zeit, nämlich in den Jahren 1719/20.

Die ältere Geschichte des Bieres, die so bei Bierzügen herum und aller Hand, erinnern sich bestimmt noch sehr gut, wenn auch mit „nehmlichen Gefühlen“, des Kriegsbieres, das wegen seiner „Stärke“ vielleicht heute noch die meisten Freunde des Cambrinisch (sogar im Magen liegt. Aber nach der Mith ist alles schon einmal abgemessen — also war das Kriegsbier — der Volksmund — hatte dafür noch so manche andere drastische Bezeichnung — auch nicht das erste Dünmbier, das die Neumärker zu verzehren gehabt haben. Hier, bitte, der urkundlich zu erhaltende Beweis!

Das Jahr 1719 hatte der Neumark eine ganz empfindliche Miskerte abgebrast, und ganz besonders schlecht war die Gerste geraten. Demzufolge stieg diese erheblich im Preise, und eine Folge davon wieder war ganz natürlich auch eine entsprechende Verteuerung des Bieres, wenn es seine altgewohnte Güte behalten sollte. — Nun bestand bereits seit 1685 zwischen der Mitternacht und den Städten der Neumark ein sogenannter Bier-Weg, wonach von einem Wipfel kleiner Gerste 12 Tonnen Bier gebraut und der Preis des Bieres bestimmt wurde, nämlich zu Michaels, Weihnachten und Oftern — nach dem Preis der Gerste bestimmt werden mußte. Als nun auch im Michaels des Jahres 1719 die Regelung der Bierpreisfrage wieder auf der Tagesordnung stand, erwies sich die Beschloß der neuzeitlichen Woffreit — nämlich mit der Forderung auf dem Plan, den Bierpreis nicht zu erhöhen, sondern zum Ausgleich der höheren Braunkosten dünneres Bier zu fieden; denn der Soldat mußte sein bestimmtes Quantum Bier noch wie vor haben, könne aber nicht mehr als 6 Pfennige für das Quart — wie bisher — bezahlen!

Nun war guter Rat teuer; denn im Gegensatz hierzu fanden die Bürger, denen mehr an der Güte als an der Menge ihres Trankes gelegen war, eine Vertilgung des Bieres in Kauf nehmen zu wollen. Um ihren Wünschen Rechnung getragen zu sehen, wandten sie sich zur Entschloß an ihren König Friedrich Wilhelm selbst, dem sie auch ihre Entschloßnahme ausführlich begründeten. In seiner interessanten Eingabe heißt es z. u. a.

Was aber die Verringerung des Bieres betrifft, so halten wir nach unserm wenigen Einsehen solche nicht thümlich, denn

1. Ist solches wegen der Gerlingsschäufel der Gerste, nimmher, sie sehr groß, mittel oder klein, als Kaff und Spreu ist, nicht zu präzisieren, denn wenn man sie beaufsch, schwimmt der meiste Teil wegen des, daß sie verhaschen, oben auf, welches ja eine inoffizielle marque ist, daß sie nichts lange, folglich eine Tonne Bier von 2 Scheffeln dünne genug werde.

2. macht das Brauen auch eine der erfindlichsten reventes um Ein Königl. Majestät. Diese revente würde sehr herunterfallen, wenn dergleichen dünnes Bier gebraut werden sollte, weil als denn der konsumierte nur an seiner Roburheit, ubi natura paucis et bene, und nur aus dem Quanten und Erachtelheit. Vier trinkt, folglich das exorbitante des Brauens in Abgang geraten würde. Es würde auch

3. dieser modus selbst den Bürger und Brauer ruinieren, als welcher mit seinem binnern Bier 3 bis 4 Maß länger sitzen müßte, als wenn er gutes ordinaires Bier zu verkaufen hätte, und ob zwar auf solche Weise den Soldaten geschloßen zu sein scheint, so ist doch zu betrachten, daß

4. die Konsumtion der Soldaten in denen Städten nicht sonderlich zu konsolidieren, theils weil von einer Compagnie bisweilen kaum 40 zugehen, theils weil in unserer Neumark die Rechtebediente mit ihren Mannen kommen können, daß, wenn eine oder die andere Stadt eine Zeit lang von der garnison befreit gewesen, die Konsumtion sonderlich an Vier daselbst viel höher und stärker als sonst zugenommen, welches wohl daher zu kommen scheint, daß ein jeder Soldat absonderlich zu feyn einbilde und also mehr, als wenn er von Soldaten umgeben ist, seinem Genie indulgirt.“

Die Entscheidung des Königs lautet: „Es haben Seine Königl. Majestät allergnädigst retoluiert, daß in denen Städten, wo Garnison liegen, zum Behuf der Soldaten ein solches Bier absonderlich zu fieden, und der Braueigenen nach der Weise herum nichts als Speise-Bier von 1 Sch. Maß pro Tonne brauen und das Bier nach der Taxe des Gersten-Preises und der Unkosten höchstens mit 6 Pfg. das Quart bezahlt werden solle. Die übrigen Braueigenen aber sollen wegen 1 Scheffel Maß pro Tonne brauen und das Bier nach der ordinären vom Lande und Städten gefesteten Taxe bezahlt, auf davon die Stadt-Schant-Krüge verlorget werden, wie deshalb an die Kriegs- und Steuer-Commisarien jedes Orts gehörige Ordre erangen.“

Der König hatte also beiden Teilen Rechnung getragen. Dennoch wird, das Jahr des Dünmbiers“ seine Zeit von besonderem Ver-







flüherigen Kronprinzlichen Regiment angeteilt, das auf 18 Kompagnien vertheilt war, dem Befehl des Prinzen Wilhelm als des ältesten Bruders des Königs, unterstellt wurde. Das erste Bataillon dieses Regiments bildete Königlich Leibgarde zu Fuß; die anderen beiden Bataillone bildeten die übrige Garde. Weiter wurde eine neue „Garde du Corps“ zu Pferde von zwei Schwadronen gebildet, die den Kerm der späteren Garde-Kavallerie ausmachte.

In diesem Zusammenhang sei noch ein besonderer Vorgang erwähnt, den der Kronprinz wie folgt schildert: „Selbst die entferntesten Barbaren mußten hiernächst die Grunmuth des jungen Königs bewundern. Im Nielsen-Regiment hatte sich ein türkischer Palasch Sohn befunden, welcher im ottomanischen Dienste der Reich des Rang eines Obristen bekleidete, aber bei Desafow von den Russen zum Kriegsgefangenen gemacht und dem höflichsten Könige mit anderen Mohammedanern zum Geschenk gesandt worden war.

Vergebens hatte sich der Palasch, als er dies in Erfahrung gebracht, eine hohe Kauion zu zahlen erboten. König Friedrich aber schickte sofort bedachten Türken ohne das geringste Kescheld durch den Ostriten von Winkow an den Groß-Volkshof zu Wien, nachdem er noch den Freigelassenen dreimal — zum türkischer Art — hatte prächtig stecken lassen. Das erwiderte dem König nicht geringe Freundschaft bei den Osmanen.

## Des größten Preußenkönigs Gerechtigkeitsgefühl

Eine der hervorstechendsten Charaktereigenschaften des Weisen von Sanssouci war seine unerschütterliche Gerechtigkeit, wofür es Beweise in großer Zahl gibt. Sie ward auch durch folgende Begebenheit erwiesen, die weniger bekannt geworden ist:

Als der „Alte Fritz“ im Jahre 1784 zum ersten Male in seinem Leben nach Preußen kam, sagte er zu dem damaligen Gesandten des Kurfürsten von Schötter: „Ich habe Ihn zum Präsidenten gemacht und mich Ihn also auch kennenlernen. Eigentlich bin ich der oberste Justizkommissarius in meinem Land. Der über Recht und Gerechtigkeit wachen soll. Da ich aber nicht alles übersehen kann, muß ich Leute haben, wie Er einer ist. Es liegt eine große Verantwortung auf mir, denn ich muß nicht nur von dem Schlichten, was ich tue, sondern auch von dem Guten, das ich unterlasse, die Rechenschaft abgeben. So auch Er! Er muß durchaus unparteiisch, ohne Ansehen der Person richten, es sei ein Prinz, Edelmann oder Bauer! Hat Er verstanden? Das sage ich Ihn, sonst bin mir geschiedene Leute! — Weist Er Witten?“ — „Nein, Majestät.“ — „Wilt Er welche kaufen?“ — „Nein, Majestät.“ — „Wilt Er, Majestät.“ — „Das ist mir lieb, denn dann weiß Er, was Armut ist und wird sich um so mehr der Bedrängten annehmen.“

## Die ersten Feldmarschälle in der brandenburgischen Armee

Die Feldmarschallwürde wurde in der brandenburgisch-preussischen Armee zuerst vom Großen Kurfürsten verliehen. Die ersten Marschälle waren durchwegs aus fremden Diensten übergetretene Offiziere.

Das erste Marschallpatent erhielt wegen seiner in der spanischen Erbfolgekriegenen Tapferkeit und Strategie der Freiherr Otto Christoph von Sparr am 26. Juni 1657. Er war in Preußen bei Bernau am 11. November 1599 geboren, trat am 8. Oktober 1649 als Generalmajor und Geheimster Ratierant an der kaiserlichen in die brandenburgische Armee und ward verheiratet am 9. Mai 1668 in seinem Geburtsort Preußen.

Der zweite General, der die höchste militärische Charge bekleidete, war Johann Georg II., Fürst von Anhalt-Deslau, der Vater des später so berühmten gewordenen „alten Dessauers“. Das Marschallpatent Johann

Georgs, der aus schwedischen Diensten gekommen war, datierte vom 24. Januar 1670.

Ihm folgte in der Würde eines Feldmarschalls Derfflinger, bekanntlich der Sohn armer Bauern aus Osterfeld, die ihres ungewöhnlichen Staaßens wegen ausgewanderten. Derfflinger verließ mit 16 Jahren als Söldnerknechte die Heide, trat als Reiter in die Dienste des Grafen Mathias von Tourn, kam bald darauf in sächsische Dienste, wo er zum Offizier aufstieg. Nachdem er als Streich in sächsischen Diensten gestanden und dort wegen seiner Tapferkeit den Rang eines Obersten erlangt hatte, wurde er — noch nicht 50 Jahre alt — ältester Generalmajor des Großen Kurfürsten und nach der Schlacht bei Baruth zum Generalleutnant. Zum Feldmarschall wurde der einflüßige Schwedener im Februar 1670 befördert. Fünf Jahre später erhielt er vom Kaiser das Diplom der Reichsfürstenerwürde, 1695 starb Derfflinger im 90. Lebensjahre.

Als vierter und letzter der vom Großen Kurfürsten ernannten Marschälle sei Graf Friedrich von Schomberg erwähnt. Er war sogar Generalissimus aller brandenburgischen Truppen, Minister und Mitglied des Geheimen Rats. Vorher war er französischer und portugiesischer Feldmarschall gewesen. Schon glaubte der Graf, daß er sein Leben in Ruhe in seinem Berliner Palais werden beschließen können, als Wilhelm von Dranien 1688 den schon 57jährigen in Kampfe gegen die Fren zu Hilfe rief. Schomberg fand dabei am 10. Juli 1690 am Boynefeld den Tod.

## Heimatgenossen

Von Müller-Rüdersdorf

Wir alle find Heimatgenossen —  
Sich'n eng sitz alle das Geschloß!  
Wir eintig uns alle das Streben;  
Zur Ehre der Heimat zu leben!

Aus gleichem Boden wir flammen!  
Mit gleichem Feuer wir flammen!  
Stark eintig uns alle das Streben;  
Zum Glücke der Heimat zu leben!

Braucht Freiheit und braucht ihr Rechte  
Die Heimat — und will keine Knechte!  
Drum alles zum Wohl wir ihr geben —  
Und fest's unser Glück — unser Leben!

## „Siehe, hie bin ich!“

Merkwürdige Bewerbung um ein Predigamt in Königsberg Nm.

Im Jahre 1729 sollte in Königsberg Nm. das erledigte Predigamt neu besetzt werden. Hiervon erfuhr auch der Subrektor Johannes Friedrich Kube in Frankfurt (Oder). Da ihm die Stelle zusagte, ließ er sich hin und ließ an den Königsberger Magistrat, der über die Verbessehung zu verfügen hatte, ein Bewerbungsschreiben los, dessen Wortlaut seiner Kuriosität halber mitgeteilt werden soll. Nach den einleitenden Wörtern hieß es wörtlich:

„Daß man gar wohl, ohne Verletzung des Gewissens, um ein Predigamt anhalten kann, dessen bin ich überzeugt

a) aus der Befugenernung Pauli: Das ist la gewislich wahr, so jemand ein Bischofs-Amt begehret, der begehret ein wilslich Bert, I. Timoth. 3, 7;

b) aus den Weisungen, herausgenommen von jenen treuen Knechten, die ihre von ihrem Herrn empfangenen Talente nicht vergraben und so ermodern und veruulten lassen, sondern damit genudert, Matth. 25, 14;

c) aus dem Exempel Salas, welcher, als er hörte, daß man eines treuen Predigers be-

stärkigt, selber kam, sich anbot und zum Herrn sprach: Die bin ich, sende mich. Esa. 6;

d) wenn nur die in der S. Schrift verheißenen und verdamnten die oblique werden werden, der Haupt-Bibel aber Gottes Erb und der Gemeine Erbanung ist.“

Nachdem der Bewerber dann versichert hat, daß er sich für die Mitglieder des Magistrats und deren Angehörigen beien würde, schließt er: „Der Herr aber ziele, welchen Er erwählt hat. Will der allweise Gott mich senden und reflectiert ein Godebiler Magistrat auf meine Person: Siehe, die bin ich.“

Der gewislich bestesste Frankfurter Subrektor hat mit dieser seiner Bewerbung seinen Erfolg gehabt, denn der Königsberger Magistrat trat eine andere Wahl für das Predigamt — nachrichtlich sehr zum Verdruße Kubes, der wohl das Zeug dazu in sich füllte, den Königsbergern das Wort Gottes zu verdeutlichen und nahe zu bringen.

## Untersoffizier als Prediger

Als Friedrich der Große einmal nicht wollte, wofür in dem benannten Amt geordnet, aber verdienstvollen Untersoffizier, ernannte er ihn kurz darauf zum Prediger und beglückte damit eine neumärkische Gemeinde in der Randseberger Gegend. Um der ihm gestellten ungenüßlichen Aufgabe mehr Licht als gerecht zu werden, lernte der ausübende Soldat eine Predigt auswendig und las sie alle Sonntag vor Sonntag den Kirchengesunden auf. Diese Potentillung ging aber gar bald den Gemeindegliedern wider den Strich, und eines Tages machte sich einer der Bauern auf den Weg zum König, um diesem die Beschwerde des Pfarrverweiges vorzutragen. Der alte Fritz fragte den Befugenerbesten ruhig an, frage ihn aber plötzlich nach dem Inhalt der Dauerpredigt. Und als darauf der Bauer keine genügende Antwort zu geben vermochte, befahl ihm der König mit folgenden Worten: „Nag Euer Pastor nun ruhig noch paar Jahre so weiter predigen, bis Er die Predigt gelernt hat!“ Und dabei lachte's.

W. F. Z.

## An die Heimat

Nimm mich ein in deiner Felder Fülle,  
wie ein Ahrnen-Saat zur Erde kommt,  
mütterlich mein heißes Herz umhülle,  
denn du weißt, was deinem Rinde frommt.

Alles Leben draußen ist nur Weinen,  
alle Wege find von Dorn umwirrt —  
und nur deine sanften Flügel scheinen,  
wenn dein Licht mich durch das Dunkel irrt.

Du bist dort. Ich liebe deine Weiten  
und deine Dornen kanten Kindertraum...  
Hebrall, wo deine Straßen gleiten,  
schließt Erinnerung unter Busch und Baum.

Vor dir wird, was dunkel sich beugnet,  
still zu Nebel, der den Wogen flieht —  
Zaghaft hob aus deinem goldenen Träumen  
sich mein Herz, das erste, leise Lied.

M. K.

## Inhalt:

Brautpuppe und Jungfergang im Randseberger Land.  
Von Gustav Meißner.  
Ein altes, interessantes Kapitel für Vertreter.  
Ein Schlag mit einem Rintzug und seine Folgen.  
Großhäger Schatz der deutschen Natur.  
Die grauen Steinwälder.  
Der Schman. Gedicht von R. Koch.  
Das Ende der Potsdamer Kriegergräbe.  
Des größten Preußenkönigs Gerechtigkeitsgefühl.  
Heimatgenossen. Von Müller-Rüdersdorf.  
Siehe, hie bin ich! — Untersoffizier als Prediger. —  
An die Heimat.

Schriftleitung: B. Dahm.